



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

das bereits in sechs Auflagen verbreitet und kürzlich durch Wilhelm Hensel unserm Publikum vermittelt wurde. Im fünften Akt seiner Tragödie bringt Merschkowsky den scheußlichen Vorgang, wie die Verschworenen den jammervoll aus seinem Bett springenden und an allen Gliedern zitternden Paul auf die Erde werfen und mit einer Offizierschärpe erdrosseln, in aller Ausführlichkeit zur Darstellung. Die Szene dürfte ohnegleichen in unserer zeitgenössischen dramatischen Literatur sein und müßte auf der Bühne eine furchtbare Wirkung ausüben. Mit äußerster Knappheit hat Merschkowsky diesen Stoff dramatisch zusammengefaßt und dabei eine ganz neue Seite seines Talents gezeigt. Er ist sicherlich nicht der Mann, sich auf dem Wege, den ihm das Wachsen seiner Kraft vorschreibt, durch polizeiliche Vorschriften aufhalten zu lassen. Mit einem jugendlichen Schönheitsrausch hat er begonnen und die Schule der großen Meister der Renaissance durchgemacht. Als Erforscher und Darsteller der Kunst hat er die schlimme Hege Kritik all des Staubtrockenen entkleidet, das ihr so häufig anhaftet und sie als in reicher Schönheit erblühendes Weib unserm Herzen nahe geführt. Er ist jung und stark, trotz der Fülle seines Wissens von keinerlei blasser Theorie angefränkelt, einer der interessantesten Männer, die neuerdings im russischen Geistesleben aufgetaucht sind, und verheißt uns noch manche Überraschungen, denen wir mit Vertrauen und Spannung entgegensehen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 2. Oktober 1910.

Aufbruch — Schuld der Regierung daran — Russische Reminiszenzen —
Ausländische Journalisten — Kassel.

Wer hätte es wohl noch vor zwei Jahren für möglich gehalten, daß des Deutschen Reiches Hauptstadt den Schauplatz für Vorgänge abgeben könnte, wie wir sie während der abgelaufenen Woche im Moabiter Stadtteil mit angesehen haben? Wer hätte noch vor einem Jahre daran gezweifelt, daß jeder Versuch eines Aufbruchs binnen wenigen Stunden unterdrückt sein würde?! Und heute haben wir nicht nur einen regelrechten Aufbruch erlebt, wir haben uns auch überzeugen müssen, daß die Staatsgewalt sich drei Nächte mit dem Gesindel herum-schlagen mußte, ehe sie wieder Herr der Situation werden konnte!

Steht Deutschland am Vorabend der Revolution? Das heißt sind in Deutschland die staatlichen Organe bereits derart leblos geworden, daß eine Bewegung von unten sie umstürzen könnte? Wir möchten daran nicht glauben. Aber wir erkennen so viele Analogien mit der Vorgeschichte früherer Zusammenbrüche, vor allen

Dingen mit den Zuständen in Rußland nach dem Tode Plehwe (1904), daß wir gezwungen sind, der Lage bei uns mit dem größten Ernst gegenüberzutreten. Wie in Rußland, sind es aber auch bei uns nicht die Grundlagen des nationalen Lebens, die erschüttert erscheinen, sondern lediglich die äußern Organe der Staatsgewalt. Wir stehen vor dem unbehaglichen Eindruck, als seien ganze Teile der Exekutivgewalt abgestorben. Dies Absterben hat sich auch in Rußland lange vor dem Ausbruch der Revolution bemerkbar gemacht. Es wurde zur Gefahr, nachdem der Zeitpunkt zur Erneuerung des Staatslebens ungenutzt vorübergegangen war. Plehwe und Fürst Bülow befanden sich darin in ähnlicher Lage. Sie suchten, jeder mit den ihnen durch die Staatsverfassung zur Verfügung stehenden Mitteln, die Autorität des Staates aufrecht zu halten. Beide wurden gefürzt. An ihre Stelle kamen aber keine Reformatoren großen Stils, sondern Männer des Ausgleichs, Männer mit gleichen guten Absichten für den Staat und die Nation — aber Männer ohne starke Initiative. In Rußland Fürst Swjatopolk-Mirski, in Deutschland Herr von Bethmann Hollweg. Beide gaben die Parole aus: „Vertrauen zur Regierung und Sammlung der staatserkhaltenden Parteien“. Beide zogen sich alsdann aus der Öffentlichkeit zurück. Beider Beschäftigung während der Zurückgezogenheit bestand hauptsächlich in der „Reformation“ der höchsten Regierungsorgane; beide hatten auch das Glück, zwei und drei tüchtige Männer für sich zu gewinnen, freilich ohne daß es ihnen gelungen wäre, sich je einer gewissen Persönlichkeit zu entledigen, deren Verbleiben in den betreffenden Stellen für beide verhängnisvoll werden sollte. Zu einer Zusammenfassung der Kräfte, die besonders bei uns vor einem Jahre vorhanden waren, ist aber kein Versuch gemacht worden. Beide Minister standen auch den modernen Instrumenten der Staatskunst vollständig ratlos gegenüber. Beide Minister wurden eines schönen Tages durch „friedliche“ Straßendemonstrationen überrascht, — so überrascht, daß sie ihre Unterorgane nicht rechtzeitig zu unterweisen vermochten. Diese aber handelten falsch. Der Militärgouverneur von St. Petersburg lockte die durch Capon irre geleiteten Demonstranten in eine Falle, während diese unter Vorantritt barhäuptiger Polizeioffiziere zum Winterpalais zogen, — der Polizeipräsident von Berlin gab Anordnungen, die er nicht aufrecht erhalten konnte, — er gab ein wichtiges staatliches Organ der Lächerlichkeit preis. Daneben vermehrten sich, hüben und drüben Erscheinungen, die aller Welt offenbarten, daß den obersten Regierungsorganen der Zusammenhalt fehlte. Prozesse werden verschleppt, Staatsanwälte desavouiert. Alles das ist natürlich nicht nur uns bekannt, sondern auch den sozialdemokratischen Agitatoren. Jeder von ihnen weiß aber auch, daß es unter den angeedeuteten Zuständen für das Gros unserer nicht mit Glücksgütern gesegneten Beamten schwer ist, durchgreifende Entschlüsse zu fassen. Wäre es anders, so brauchte über Unbotmäßigkeit in der niederen Beamtschaft nicht geklagt zu werden. Denn, und darin liegt wieder eine Analogie mit dem Rußland von 1905, ein das Gesetz streng handhabender Beamter weiß heute nicht, ob ihm seine Tatkraft nicht vielleicht von seinen Vorgesetzten verdacht wird. Das hemmt die Entschlußfähigkeit bis in die höchsten Stellen. — Die häßlichen Vorgänge in Moabit wären trotz der Ablehnung der Erbschaftssteuer nicht vorgekommen, wenn wir eine straff und einheitlich organisierte, unabhängige Regierung hätten. Sie sind eine Folgeerscheinung der Planlosigkeit, Inkonsequenz und Unsicherheit, die in den höchsten Organen der Regierung herrschen.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet müssen wir auch die Berliner Regierung als den Hauptschuldigen an dem jüngsten Auftreten der Revolutionäre bezeichnen. Dennoch können wir der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ zustimmen, wenn sie als Urheber jener Vorgänge die Leiter der sozialdemokratischen Partei bezeichnet.

Das Vorgehen der Tumultanten in Moabit zeigt genau dieselben typischen Merkmale, wie sie in Petersburg, Moskau, Charkow, Kiew, Bjalystok und in hundert andern Orten während der russischen Revolution beobachtet wurden. Wer es nicht mit eignen Augen gesehen hat, der kann sich durch Einsichtnahme in die uns vorliegenden Flugschriften von der Identität der Vorgänge überzeugen. Die Flugschriften, die zum Teil in Millionen Exemplaren in Rußland verteilt wurden, enthalten genaue Instruktionen für die Vorbereitung von Straßenkämpfen und deren Durchführung, angefangen von der ausgelöschten Straßenlaterne bis zum Bau von Barrikaden und der Anlage von Hinterhalten. Wie die russischen Flugblätter lehren, so ist in Moabit verfahren worden. Freilich wird es kaum möglich sein, die wirklichen Organisatoren gerichtlich zu belangen, es scheint auch ausgeschlossen, den Zusammenhang der Straßenkämpfer mit der Sozialdemokratie einwandfrei im Sinne unserer Gesetze nachzuweisen, — selbst dann nicht, wenn es der Polizei gelungen sein sollte, einen oder den andern der Organisatoren dingfest zu machen. An der Tatsache selbst, daß die sozialdemokratische Partei die Vorgänge in Moabit angestiftet hat, sollte man dennoch nicht zweifeln. Die demokratische Presse will naturgemäß alle Schuld von der politischen Partei abwälzen und entblödet sich nicht, die Polizei des provokatorischen Vorgehens zu beschuldigen. In freisinnigen Blättern melden sich gebildete Persönlichkeiten zu Wort, die jene Auffassungen unterstützen. Sie argumentieren, sie hätten nichts von Unruhe bemerkt; plötzlich sei die Polizei erschienen und da war es aus mit der Ordnung. Die Polizei hat angegriffen. Der Schaden und die Verwirrung, die die Presse mit solchen „Laienberichten“ anrichtet, sind äußerst gefährlich. Wer, wie z. B. Journalisten in unruhigen Zeiten, durch die Straßen einer revolutionär vorbereiteten Stadt geht, um die Tumulte zu beobachten, der wird die ersten Male stets die Empfindung haben, daß es die Polizei ist, die herausfordert. Aber schon bei der dritten oder vierten aufmerksamen Beobachtung werden ihm Details auffallen, die das erstmal gänzlich übersehen, das zweitemal unbeachtet blieben. Dann fällt es auf, wie furchtsam sich die Mehrzahl der Kinder gibt, wie aufgeregt die Weiber sind, die man als harmlose Passanten nicht beachtete. Dann fängt man an, auch häufig wiederkehrenden Geräuschen und Gesten seine Aufmerksamkeit zu schenken. Bei einiger Beobachtungsgabe ist der erfahrene Journalist selbst in der fremden Stadt, wo ihn niemand unterrichtete, hellsehend, als hätte er sich mit den Revolutionären verabredet. Die Kriminalpolizei ist natürlich mindestens ebensogut vertraut mit den geheimnisvollen Anzeichen, wenn sie gut instruiert wird. Diese Tatsachen sollte die Presse bei ihrer Stellungnahme nicht aus dem Auge lassen, andernfalls gerät sie in die Gefahr, den Revolutionären die Geschäfte zu besorgen. Von diesen Tatsachen scheinen auch die Kollegen nichts gewußt zu haben, die in Moabit durch das Vorgehen der Polizei zu Schaden gekommen sind.

Die Ereignisse in Moabit werden natürlich von einem Teil der ultramontanen und ultrakonservativen Presse dazu ausgenutzt, um die Regierung vor einer Berücksichtigung des Liberalismus im Sinne des alten Blockgedankens zu warnen. Die „Steuerheke“ soll nach Ansicht der „Kreuzzeitung“ und der „Deutschen Tageszeitung“ an allem Unglück die Schuld tragen. Wir haben an dieser Stelle so oft und unter dem Beifall zahlreicher gerade konservativer Leser die innern Gründe für die heutigen Zustände dargelegt, daß wir darauf nicht noch einmal einzugehen brauchen. Aber zum Beweise dafür, daß gerade auch konservative Kreise ungehalten über den Mißbrauch sind, den eine sich konservativ nennende Clique mit der für den übrigens berechtigten wirtschaftlichen Kampf geschaffenen Organisation des Bundes der Landwirte getrieben hat, sei auf die Entscheidung bei der Stichwahl

in Frankfurt - Lebus hingewiesen. Zahlreiche dem Bunde der Landwirte angehörige Bauern ebenso wie zahlreiche gebildete Städter, die sich selbst als Anhänger der konservativen Weltanschauung bezeichnen, haben von ihrem Stimmrecht, trotz der drohenden Gefahr, keinen Gebrauch gemacht. Weshalb nicht? Weil sie dem nationalliberalen Einfluß nicht die genügende Kraft zutrauten, mit den herrschenden Verhältnissen aufzuräumen, — weil sie, irre geführt durch die falsche Berichterstattung der „Kreuzzeitung“ und der „Deutschen Tageszeitung“, glaubten, die national-liberale Partei werde sich in Kürze auflösen.

Diese Auffassungen wurden an dieser Stelle (Nr. 39) als unrichtige „Kombination“ zurückgewiesen, und wie der Verlauf der Tagung in Kassel zeigt, mit Recht. Die Auseinandersetzungen in Kassel haben wieder gezeigt, daß das national-liberale Programm ein Bindemittel enthält, das auch die stärkste Belastung auszuhalten vermag: das nationale Staatsbewußtsein. An diesem Bewußtsein zerschellen alle Angriffe auf die Partei, aus diesem Bewußtsein wachsen in den schweren Stunden des Reichs die sittlichen Werte empor, die notwendig sind, um neben der harten gewerblichen Arbeit noch Kraft für den Kampf um die nationalen Ideale zu erübrigen. Für die Partei kann Kassel einen wichtigen Markstein bedeuten, wenn das durch ihn angehäuften Kapital an Vertrauen nicht während der parlamentarischen Verhandlungen des bevorstehenden Winters vertan wird. Der Zustrom aus allen Teilen des Reiches war so groß, wie noch auf keiner Tagung der Partei zuvor; weit über tausend Delegierte waren anwesend. Die Rede Bassermanns war ein oratorisches und diplomatisches Meisterstück. Freilich war sie in dieser glänzenden Form nur möglich infolge der am Freitag vorangegangenen Aussprache im Zentralvorstande. Diese Aussprache ist recht lebhaft gewesen und einige Wellenpitzer machten sich noch in der öffentlichen Versammlung bemerkbar. Aber von den scharfen Gegensätzen, die im abgelaufenen Winter durch den Süddeutschen Hieber genährt wurden, ist nichts zu merken gewesen. Im allgemeinen hat sich unsere der Tagung im vorigen Heft gestellte Prognose als richtig erwiesen. Nur ist über die Stellung der Partei zur Sozialdemokratie mehr gesprochen worden, als anzunehmen war. Den Anlaß dazu gab die Haltung der Badenser, die bekanntlich in verschiedenen kulturellen Fragen mit den dafür in Magdeburg verurteilten Sozialdemokraten zusammengegangen sind. Herr Professor Rebmann-Karlsruhe hatte die Aufgabe übernommen, das Vorgehen der Badenser zu erklären. Die Quintessenz seiner Ausführungen liegt in der optimistischen Auffassung, daß es möglich sein werde, durch Vermittlung der Revisionisten allmählich aus den Sozialdemokraten eine staats-erhaltende Partei zu machen. Rebmann argumentiert: dadurch, daß die Sozialdemokraten selbst die Verantwortung für die Staatsgesetze übernehmen, indem sie dafür stimmen, zerstörten sie sich einen Agitationsstoff nach dem andern und würden schließlich ebenso wie jetzt die bürgerlichen Parteien dazu gelangen, diese Gesetze und mit ihnen den Staat zu verteidigen. Dabei hat Rebmann aber ganz übersehen, daß der Bestand des Staates nicht von der Erhaltung einzelner Gesetze abhängig ist, sondern von dem Geiste, in dem das Volk aufgewachsen. Wird aber die Jugend dem sozialdemokratischen Einfluß ausgeliefert, dann muß auch der bürgerliche Staat ans Werk. Nun hat aber Rebmann ein wichtiges Argument zur Seite. In Baden ist der Kampf gegen den Ultramontanismus nur möglich mit Hilfe der Sozialdemokratie. Die Nationalliberalen haben somit zu wählen zwischen der schwarzen oder der roten Internationale. Der Beifall, der die Ausführungen Rebmanns begleitete, veranlaßte Herrn Stresemann, der in Sachsen einen Kampf gegen den Ultramontanismus durchzuführen hat, vor Verallgemeinerungen zu warnen. Dagegen

bezeichnete der Bürgermeister von Bayreuth das Zentrum als den gefährlichsten Gegner der Nation. Diese Reden geben der ganzen Tagung die Signatur. Aus ihnen geht hervor, daß eine Partei, die wie keine andere das ganze Reich von Memel bis zum Bodensee umfaßt, keine einheitlichen Instruktionen ausgeben darf, die überall im Reich Geltung haben sollen. Die allgemeine Devise kann wohl lauten: Kampf gegen den Umsturz, aber als Umstürzler ist im Süden der Ultramontanismus, in Sachsen die Sozialdemokratie, im Osten der terrorisierende Bündler anzusprechen, das heißt: alle jene politischen Organisationen, die über das Wohl des Landes egoistische Ziele stellen, die durch ihr Verhalten als Gesetzgeber die Gesellschaft zur Anarchie, den Staat zur Auflösung treiben. Diese Erkenntnis hat sehr viel dazu beigetragen, die Gegensätze, die in einer so großen Partei vorhanden sein müssen, zurücktreten zu lassen und Moltkes Prinzip, getrennt zu marschieren, aber vereint zu schlagen, auch in dem Verhalten der Partei zur Geltung zu bringen. Wir glauben nicht allzu optimistisch zu urteilen, wenn wir der Annahme Ausdruck geben, daß die Kundgebung zu Kassel in allen Teilen Deutschlands lebhaften Widerhall finden wird und daß von Kassel aus die Gesundung unserer Mittelparteien ausgehen kann. In Kassel hat der nationale Gedanke über alle andern Strömungen gesiegt. Es ist somit auch für die weiter rechts stehenden Patrioten die Möglichkeit gegeben, sich mit der nationalliberalen Partei zu verständigen, und wir glauben, daß nunmehr auch der Herr Reichskanzler den Zeitpunkt für gekommen erachten dürfte, um sich als Führer vor die Front zu stellen.

Zum Kunstproblem in der Jugenderziehung. Noch kann man nicht behaupten, daß die Kunstbewegung, die vor einigen Jahrzehnten mit Heftigkeit einsetzte, zum Stillstand gekommen wäre. Noch immer stehen Meinungen gegen Meinungen, und es fehlt noch viel, daß man von einer Einigung auf allgemein anerkannte Urteile sprechen könnte. Noch jetzt stehen viele großend zur Seite und wollen von einer Kunsterziehung des Volkes nichts wissen. Diese Bedenklichen scheiden sich in zwei Gruppen. Die einen könnte man wohl die Kunstfeinde nennen. Das sind die Leute, die der Kunst überhaupt keinen guten Einfluß auf die Menschheit einräumen. Mit dem herben Propheten von Zasnaja Poljana, einem Tolstoi, wollen sie nichts von der Erziehungseinwirkung der Kunst auf den Menschen wissen. Sie weisen auf die Blütezeit Griechenlands, auf die Geschichte der Mediceer hin und glauben damit zu zeigen, daß die Kunst eigentlich eine Verderberin der Menschheit gewesen sei; ihr Einfluß auf die Jugend sei daher möglichst einzuschränken. Diejenigen, die zur zweiten Gruppe gehören, wollen aus andern Gründen nichts von einer künstlerischen Kultur des Volkes wissen. Sie halten die Kunst für zu hoch, zu fein, als daß sie je so gemein werden könnte, daß sie zum Volkserziehungsmittel würde. Sie betonen, daß die ästhetische Erziehung immer nur einzelne Naturen beeinflussen könne. Denn die Kunst sei ihrem Wesen nach aristokratischer Natur, sie wolle in besonderer Andacht genossen sein, sie begleite den Menschen nicht wie die Religion in den Alltag und in die Arbeitsfront hinein, sondern verharre in vornehmer Reserve und warte, bis der Mensch sie selber aufsucht. Auch sei immer ein bestimmter Bildungsgrad vonnöten, um sie völlig zu verstehen. Auch um der Kunst selbst willen sei es nicht erwünscht, daß sich ihr Wirkungskreis soweit ausdehne; sie müsse dadurch notwendig verflachen und an Feinheit und Intensität der Wirkung in dem Maße abnehmen, wie sie Allgemeingut der Masse wird. Auch dem ausübenden Künstler der Kunst nütze die allgemeine Kunsterziehung nichts. Er wird seinen Weg, wenn der Funke des Genies in ihm schlummert, auch von selber machen, auch ohne

die Hebammendienste der zünftigen Pädagogik. Und im übrigen kann es auch nur gut sein, wenn nicht so viele Unberufene sich dazu drängen, produktive Jünger der Kunst werden zu wollen. „Es sind nicht alle des Gottes voll, die den Thyrsus schwingen.“

Diesen Bedenklichen gegenüber stehen die Kunstschwärmer, die mit einem Nietzsche in der Kunst die höchste Erzieherin der Menschheit erblicken, die von ihr eine vollständige Regeneration unseres Geschlechts erhoffen, und die deshalb die gesamte Erziehung auf dieser Grundlage basieren wollen. Alles, was auf das Kind erzieherisch einwirkt, soll daher vom Hauch der Kunst durchdrungen sein, Bücher, Spielzeug, Wohnung, die gesamte häusliche Erziehung und die Schule. Und wenn wir aufrichtig sein wollen, so müssen wir zugeben, daß in dieser Beziehung gerade als Frucht der Kunstbewegung mancherlei geschaffen worden ist, das sicher einen praktischen Fortschritt in der Pädagogik bedeutet. Künstler, Stein und Maschine haben sich in den Dienst des Kindes gestellt und mancherlei geschaffen, was wir doch gewiß nicht missen möchten.

Der prinzipielle Streit der Kunstgegner und -freunde über die pädagogische Bedeutung der Kunst wird sich ja wahrscheinlich nie ganz beilegen lassen. Aber trotzdem kann man sich doch auf einem Mittelwege einigen und da fruchtbar wirken. Wir wollen das Wort Kunst im weiteren Sinne fassen und darunter jegliches Schöne verstehen und dann die Forderung aussprechen, daß dieses Schöne seine Erziehungsmission erfülle. Und nicht darauf kommt es an, zum produzierenden Künstler zu erziehen, sondern die Empfänglichkeit für jegliches Schöne in Natur und Kunst in der Menschenbrust zu wecken. Sehr richtig sagt der Dichter: Kunst üben kann nur der Erkorene, Kunst lieben jeder Erdgeborene! Der Mensch soll nicht wie ein Krüppel, abgestumpft an Leib oder Seele, durch das Leben und die Erscheinungswelt gehen. Er soll vielmehr jegliches Schöne, wo immer er es auch an seinem Lebenswege finde, als solches erkennen und es genießen. Damit lebt er nur seiner eigenen Natur nach. Denn in jedem Menschen, und schon im kleinen Kinde, lebt ein ästhetischer Sinn, der nach Nahrung hungert und der befriedigt werden muß, wenn sich das harmonische Menschentum vollenden soll. Wir wollen hier die Frage unerörtert lassen, ob die Kunst der Sittlichkeit das Ende bereitet oder ob sie, wie andere sagen und wie Schiller in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen behauptet, ein Schrittmacher der Tugend sei; wir wollen hier nur so viel behaupten, daß das Schöne für jeden Menschen schon darum von der größten Bedeutung ist, weil es ein hohes und reines Glücksempfinden in ihm weckt und seine gesamte Persönlichkeit unendlich bereichert. Aus diesem Grunde können wir auch nicht zugeben, daß das Schöne oder auch die Kunst nur für einen exklusiven Kreis von Menschen da sei, etwa für die Reichen und Vornehmen; beides ist nicht nur ein überflüssiger Luxus, eine schöne Dekoration, sondern ein notwendiges Lebenselement. Die Geschichte der primitiven Naturvölker wie der zivilisierten Nationen beweist diesen Satz zur Genüge, und schon die Natur des Kindes zeigt, wie sich der Mensch dem Schönen entgegensehnt und nach ihm lechzt wie das Auge nach Licht, die Brust nach Luft. Selbst wenn wir an die Werke unserer großen Künstler denken, werden wir mit Genugtuung feststellen können, daß viele von ihnen ins breite Volk gedrungen sind und dort ihre Aufgabe, erfreuend zu veredeln, in reichem Maße erfüllt haben. Goethes und anderer Dichter volkstümliche Lieder werden von allen gern gesungen, Lionardos Abendmahl, Renis Christuskopf sind in mancher Hütte des armen Mannes zu stillen Erziehern geworden. Wer wollte dabei wohl allen Ernstes behaupten, die Kunst sei erniedrigt oder entwertet worden? Gewiß wird aus

ihrem Gebiete dem einfachen Sinn manches ungenießbar bleiben, aber bleibt darum nicht noch eine reiche Fülle von dem übrig, was sich befruchtend in jedes Menschen empfängliche Seele senken kann?

Es sei also nochmals betont, daß es bei der Kunsterziehung nicht darauf ankommt, extremen Zielen und äußersten Möglichkeiten nachzustreben, den einzelnen zum verständnislosen Schwatzen über die Kunst und zum unerlebten Phrasengeklingel oder zum ärmlichen Kunstdilettanten zu erziehen, sondern allein darauf, die angeborene und tiefe Empfänglichkeit für jegliches Schöne zu wecken und zu stärken. Und diese Aufgabe dürften wohl die Feinde der Kunsterziehung nicht als unmöglich oder unnötig, die Freunde nicht als zu gering achten, um so mehr da in unserer Zeit des ausgeprägten einseitigen Intellektualismus auch das Gemüt und die Sinne wieder mehr zu ihrem vernachlässigten Rechte kommen sollen, und da der Mensch, der unter dem Einfluß einer Falsch- und Überkultur oft immer mehr verflacht und verarmt, auch die veredelnden und reinen Freuden genießen lernen soll, die nur echte Schönheit geben kann. In dieser Richtung wird die Kunsterziehung ihre vornehmsten Aufgaben zu suchen haben. P. Hocke

Dr. Anna und Otto Neurath, Lesebuch der Volkswirtschaft.

I. und II. Teil. Verlag Dr. Werner Klinckschmidt, Leipzig 1910. (Teil I. 231 S., Teil II. 287 S.) Jeder Teil geb. 3 M.

Man kann es durchaus als einen guten Gedanken bezeichnen, dem Studierenden der Volkswirtschaftslehre ein Buch in die Hand zu drücken, das ihn kurz und übersichtlich in die Hauptwerke der klassischen Nationalökonomie einführt. Das „ökonomische Prinzip“, von dem der Student der Volkswirtschaftslehre in den ersten Vorlesungen gewöhnlich hört, kann an sich auf diese Weise ganz gut verwirklicht werden. Die Verfasser haben sich sehr richtig gesagt, daß es für den Studenten ganz unmöglich ist, sich durch die umfangreiche volkswirtschaftliche Literatur so durchzuarbeiten, daß ein umfassendes Wissen beim Studienabschluß vorhanden sein kann. Wir leben im Zeitalter der Arbeitsteilung; da ist es ganz selbstverständlich, daß auch dieses Prinzip auf die Wissenschaft und ihre Pflege Anwendung findet. Es gibt wohl kaum irgendeinen bedeutenderen Professor der Volkswirtschaftslehre, der nicht durch Beschäftigung eines Assistenten sich die mechanische Arbeit zu erleichtern sucht. Auch der Student muß das Prinzip der Arbeitsteilung zu verwirklichen suchen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist das Buch des Ehepaares Neurath als eine willkommene Neuerscheinung auf dem Büchermarkt zu begrüßen. Allerdings hat die ganze Aufmachung des Buches doch wieder etwas Gefährliches an sich. Die Anordnung des Stoffes ist nicht nach höheren Gesichtspunkten wissenschaftlich systematisch erfolgt, sondern die Verfasser haben sich darauf beschränkt, die wichtigsten Auszüge aus den Werken der in Betracht kommenden volkswirtschaftlichen Schriftsteller ziemlich lose in chronologischer Reihenfolge nebeneinander zu reihen. Das Buch darf also erst dann dem Studenten in die Hand gegeben werden, wenn er eine Vorlesung über die Geschichte der nationalökonomischen Wissenschaften bereits gehört und nun durch Lesen einzelner Kapitel oder ganz hervorragender einzelner Stellen aus dem betreffenden Werke sein Wissen noch entsprechend vertiefen will. Die Benutzung des Buches darf meines Erachtens eigentlich nur unter Anleitung eines Professors geschehen, der nicht nur ein hervorragender Gelehrter, sondern auch ein guter Pädagoge ist. Für seminaristische Übungen wird das Buch recht gute Dienste leisten. Wer sich allerdings mit einem bestimmten volkswirtschaftlichen Schriftsteller ganz eingehend befassen will oder infolge seiner wissenschaftlichen Arbeiten

befassen muß, der wird besser daran tun, zum Original zu greifen, um hier an der Quelle in die Ideenwelt des betreffenden Schriftstellers einzudringen zu suchen. Die Verfasser haben sich zwar bemüht, möglichst solche Stellen aufzunehmen, die eine historische Verbindung der Autoren untereinander herstellen, eine eigentliche systematische Einteilung aber wird in dem Buch vermißt. Recht merkwürdig muß es anmuten, wenn gesagt wird, ein Auszug aus Fourier sei wegen der sonderbaren Schreibweise dieses Autors unmöglich. Immerhin darf das Buch als eine erfreuliche Neuerscheinung bezeichnet werden, die auf Grund der gemachten Erfahrungen später einmal eine tiefere Durcharbeitung erfahren kann. Dr. W.

Ausstellungs-Architektur. Einem französischen Kritiker*) erscheint die deutsche Abteilung der diesjährigen Weltausstellung in Brüssel als in hochmütiger Vereinsamung großend und drohend; ein Deutscher**) dagegen vergleicht Germanias Gewand mit einer reizenden garden-party-Toilette. Offenbar hat hier der Deutsche recht, auch was den Mangel an festlichem Gepränge betrifft. Noch richtiger wäre vielleicht der Vergleich mit dem schlichten, aber doch geschmackvollen, sogar etwas koketten Gewande einer Geschäftsdame, die eine elegante Kundschaft erwartet. Es scheint fast mit Absicht alles vermieden zu sein, was an Krieg und Streit gemahnen könnte. Keine Panzerplatten, keine Geschütze noch sonstige Waffen sind ausgestellt. Nicht ein Uniformknopf erinnert daran, daß Deutschland eine der größten Landarmeen der Welt besitzt; und hätte nicht die Werft von Blohm u. Voß in Hamburg das Modell eines von ihr erbauten Kreuzers ausgestellt, so würde man auch kaum eine Andeutung von unserer Kriegsmarine finden. Die Absonderung von den anderen Nationen hat den unverkennbaren Zweck gehabt, ein künstlerisch einheitliches Gesamtbild zu schaffen. Das ist gelungen: Um einen Mittelbau, der fast an ein Kirchlein erinnert und die Fest- und Repräsentationsräume enthält, gruppieren sich die Hallen. Vorgelagert ist ihm ein elegantes Restaurant. Etwas abseits liegt das Bierhaus Spatenbräu. Alles mit weitgeöffneten Toren zum Besuche einladend. Wo ist da die Drohung?

Offenbar hat dem Franzosen seine Phantasie einen Streich gespielt. Er ist von Jugend auf daran gewöhnt worden, in Deutschland eine Gefahr für den Weltfrieden zu sehen. Ammenmärchen.

Man sieht aber, wohin es führt, wenn man nur dem Gefühl folgt. Für den Kritiker ist es immer angenehm, wenn er einen Leitsatz hat, den er wie einen Zollstock an das Kunstwerk anlegen kann, um dann zu sagen: Das stimmt nicht, also taugt das Ding nichts; oder mit dem Bewußtsein nach Hause zu gehen, daß ausweislich seines Maßstabes alles in Ordnung ist. Schade nur, daß sich die Kunst nicht immer in solche Regeln zwingen läßt. Mindestens soll man sehr vorsichtig mit ihrer Anwendung sein und nichts übertreiben. So wird der Satz, daß die Form dem Material entsprechen müsse, oft geradezu dahin übertrieben: Du sollst nicht lügen. Das klingt sehr moralisch, aber was hat die Kunst mit der Moral zu tun? O, sehr viel! wird mancher sagen. Man kann z. B. durch ein Gedicht die Menschen zu den edelsten Taten begeistern oder die niedrigsten Leidenschaften wachrufen. Man kann durch ein Gemälde, eine Statue auf die

*) Gérard Harry in „L'Illustration“ vom 9. Juli 1910: Elle (L'Allemagne) se présente dans une sorte d'isolement hautain et boudeur, sous une suite de voûtes grises, massives, trapues, suggérant l'idée d'un corps d'athlète, qui se ramasse pour foncer, tête et poings en avant, sur quelque invisible ennemie.

**) Fritz Stahl: „Deutschland unter den Völkern“, „Berl. Tagebl.“ vom 28. Juni 1910.

Geschlechtmoral sehr ungünstig einwirken. Aber dann wirkt der dargestellte Gegenstand. Die Kunst kann seine Wirkung wohl erhöhen, aber an sich hat sie mit der Moral nichts zu tun. Der Künstler kann unmoralisch handeln, indem er seine Kunst an Dinge wendet, die unsittlich wirken, trotzdem kann das Kunstwerk als solches tadellos sein. Die Kunst richtet sich eben lediglich auf die Form. Diese muß zweckmäßig sein, dann ist sie schön. Bei der Beurteilung der Zweckmäßigkeit sind alle Umstände zu berücksichtigen, auch die Dauer, für die der Gegenstand bestimmt ist. Also kann man in der Verwendung minderwertigen Materials bei Ausstellungsbauten, die nur für eine kurze Zeitdauer berechnet sind, weiter gehen als bei Monumentalbauten, und es ist nicht richtig, wenn der erwähnte deutsche Kritiker die Echtheit des Materials der deutschen Gebäude der pappenen Herrlichkeit der übrigen Hallen gegenüberstellt. Was ist zunächst echt? Das deutsche Haus zeigt nach außen rauch gepuzte und geweizte Wände, darüber steile Schieferdächer. Puß ist im Grunde allemal eine Lüge; er versteckt Mauerwerk, das nach Material oder Ausführung nicht gut genug ist, um gezeigt zu werden; er will den Eindruck erwecken, als habe man ein homogenes Steinmaterial vor sich, oder er täuscht, wenn Fugen eingerissen sind, Quadermauerwerk vor. Hier lügt er doppelt, denn er verdeckt Holz- oder Rastizwände — und der dolus wird noch dadurch erwiesen, daß die Fenster nach oben Halbkreisform haben, als wenn sie überwölbt wären, und daß Fenster- und Türleibungen zurückgezogen sind, um Mauerstärken vorzutäuschen, die tatsächlich nicht vorhanden sind. Die Schieferdächer in ihrer dem Material entsprechenden Steilheit müßten bis in den Himmel ragen, wenn sie wirklich die tiefen Hallen überdecken sollten. In Wirklichkeit liegen dahinter flache Pappdächer mit Oberlichtern. Man bemerkt sie nicht. Und wenn man eintritt, sind die Vorhallen so angeordnet, daß der Beschauer längst anderweitig beschäftigt ist, ehe er einen Blick nach oben werfen kann. Er bemerkt daher den Widerspruch zwischen Innerem und Äußerem nicht; die Täuschung ist vollkommen und deshalb, wie alles Vollkommene schön.

Man würde auch tatsächlich in Verlegenheit kommen, wollte man bei Ausstellungsbauten auf jede Täuschung verzichten. Durch die Rücksichten auf die Kosten, die bei der großen Ausdehnung der Räume sonst ins Ungeheure wachsen würden, ist man auf die Verwendung billigster Baustoffe — in der Regel auf gewöhnliches Tannenholz — angewiesen. Daneben kommt für tragende Konstruktionsteile fast nur noch Eisen in Betracht, das sich bei großen Spannweiten oft noch billiger stellt als Holz. Damit ist nicht viel anzufangen. Versuche, das Material in der Außenarchitektur zur Geltung zu bringen, sind denn auch ziemlich selten. Am besten gelingen sie noch beim Eisen, wenn ein großer Teil der Außenflächen verglast werden kann. Gute Beispiele dafür boten die Haupthalle der Gartenbauausstellung von 1897 in Hamburg und einige kleinere Bauwerke der Ausstellung von 1902 in Düsseldorf. Sowie aber Oberlicht mit möglichster Fernhaltung der Seitenbeleuchtung gewünscht wird, dann machen die großen mit Holz bekleideten Wandflächen, in die keine Gliederung, also auch keine Schattwirkung hineinzubekommen ist, Schwierigkeiten. In Brüssel hat man mehrfach den Versuch gemacht, hölzerne Wände außen durch rautenförmig aufgenagelte Leisten zu beleben. Bei nicht zu großen Bauwerken gelingt das, wenn man mit den Farben sehr vorsichtig ist. Meistens hat man die Wände hellgrün, die Leisten etwas dunkler grün gestrichen. Das geht an. Einige andere Zusammenstellungen — gelb mit grün, weiß und rosa — machen dagegen einen betrübenden Eindruck. Bei großen Flächen versagt dieses Mittel überhaupt vollständig.

Bei den großen Haupthallen der belgischen, französischen, englischen und gemischt-nationalen Ausstellungen hat man bei den Fassaden auf Echtheit von vornherein verzichtet. Bemalter Putz und Pappe täuschen Steinkonstruktionen vor. Die Ausführung ist gut genug, daß ein normales Auge, obgleich der Verdacht natürlich sofort beim ersten Anblick aus der Ferne auftaucht, die Täuschung nur feststellen kann, wenn es in unmittelbare Nähe gebracht wird. Ja, man ist versucht, erst mit dem Finger die scheinbaren Granitquadern zu beklopfen. Dann aber fühlt sich unser Schönheitsgefühl nicht mehr verletzt. Nur der Widerspruch zwischen Wollen und Können, das Nichterreichen des Zieles macht einen unschönen Eindruck. Selbstverständlich würde dieser ein ganz anderer werden, wenn die Bauwerke erst einen Winter durchgemacht hätten und schäbig geworden wären. Aber das sollen sie ja auch nicht. Man darf eben, wie schon gesagt, bei für eine längere Dauer bestimmten Bauten in der Verwendung von Nachahmungen nicht so weit gehen wie bei kurzlebigen, weil die Täuschung nur so lange vollständig und somit künstlerisch wirksam bleibt, als alles neu ist.

Einen Nachteil hat die Lüge aber doch. Die Möglichkeit, jede gewünschte Form ohne Rücksicht auf Kosten und Konstruktionsbedingungen zu erreichen, scheint die Erfindungsgabe des Architekten einzuschläfern. Vergleicht man die Abbildungen aus Chicago, St. Louis und Brüssel, so findet man immer wieder die unbefristeten schönen, schließlich aber doch eiförmig werdenden Formen des griechischen und römischen Altertums. Einmal ist Marmor, ein anderes Mal Granit nachgeahmt. Die Bauweise steht auch in einem dem Beschauer vielleicht nicht immer zum Bewußtsein kommenden Widerspruch zum nordischen Klima. Die Einförmigkeit tritt in Brüssel besonders offenfundig hervor, weil keinerlei organische Gliederung des Grundrisses versucht worden ist. Sie wäre auch schwer zu erreichen gewesen, weil das Gelände durch eine gegen die Ausstellung eingefriedigte und mehrfach überbrückte Straße so zerschnitten ist, daß sich weite Rundblicke und Durchblicke nicht erzielen lassen.

Für die kleinen Häuschen der Nationenstraße, der Brüsseler Skirmes und anderer Plätze hätte man in der Holzarchitektur der verschiedenen Länder die besten Vorbilder gehabt. Man hat aber — offenbar mit Absicht — auch hier von der sachgemäßen Behandlung des Materials abgesehen, und zwar ist man in diesem Falle vollständig zur Theaterdecoration übergegangen, von der niemand Echtheit verlangt. Das mag zum Teil ebenfalls mit Rücksicht auf die Kosten geschehen sein — bemalte Leinwand ist eben noch billiger als Holz, besonders wenn dieses gehobelt, profiliert und geschnitzt sein soll. Der große Brand hat denn auch gelehrt, wie gefährlich eine solche Kulissenarchitektur ist.

Mit der Innenarchitektur der Ausstellungshallen ist leichter fertig zu werden. Die Dachflächen, soweit sie nicht von Oberlichtern eingenommen werden, und die oberen Teile der Wände liegen im Schatten, die unteren Teile sind meistens durch Ausstellungsgegenstände, Verkaufsstände u. dgl. verdeckt, sonst in verschiedener Weise mit Stoffen behängt. Da die Ausstellungsräume um 6 Uhr abends geschlossen werden, ist bis jetzt keine Gelegenheit gewesen, die Wirkung bei künstlicher Beleuchtung zu prüfen. Gegen andere Ausstellungen fällt angenehm auf, daß mit dem bunten Flaggenengewimmel sparsam umgegangen ist. Stellenweise hat man die Oberlichter durch zeltartig angeordnete Schleier gedämpft, so mit viel Geschick in der englischen Ausstellung, mit weniger Glück in der deutschen Abteilung. Hier hängen in den sogenannten Räumen eines Kunstfreundes die Hüllen etwas reichlich tief herab und nehmen reichlich viel Licht weg. Es ist möglich, daß das in Wirklichkeit

sehr stimmungsvoll wirken würde. Aber eine Ausstellung, und Stimmung? Ja, wenn es sich noch um eine reine Kunstausstellung handelte.

Sieht man von den Festräumen, für die natürlich mit Puß, Stuck und Farbe etwas mehr geschehen ist, und von dem nicht nur in der Außenarchitektur, sondern auch im Inneren sehr eindrucksvollen Pavillon Brasiliens, einem mächtigen — natürlich auch nicht aus echtem Material errichteten — Kuppelbau, ab, so fällt das Innere der deutschen Ausstellung den übrigen Hallen gegenüber angenehm auf. Nicht daß mehr Schmuck verwendet wäre. Aber das Ganze ist sorgfältiger durchgearbeitet; es sind bessere Materialien verwendet, Form und Abmessungen der tragenden Konstruktionsteile sind durchdacht, die Lichtwirkung ist genau erwogen. Leider muß ich hier aber noch mit einem zweiten Einwande — außer dem oben angegebenen, der ungünstigen Beleuchtung in der Kunstabteilung — kommen: die Verwendung des Bohlenbogens in der Eisenbahnhalle. Diese Ausführungsweise, die viele Vorteile bietet und lange noch nicht genug gewürdigt wird, ist hier doch wohl nicht am Platze. Ältere Leute werden sich wohl noch der hölzernen Bahnhofshallen entsinnen, die früher nicht selten waren und zum Teil recht gut wirkten, z. B. die des Berliner Bahnhofs in Hamburg. Inzwischen hat man sich an das Eisen als Konstruktionsmaterial für diese Bauten gewöhnt und es kann doch wohl kaum beabsichtigt sein, hier eine Rückkehr zur Holzkonstruktion vorzubereiten. Ihre Anwendung an dieser Stelle ist also zwecklos. Auch kommt hier der Hauptvorteil des Bohlenbogens vor der Eisenkonstruktion — die Vermeidung abtropfenden Schweißwassers — nicht zur Geltung. Hätte man ihn doch lieber über der Bücherhalle verwendet.

Die

Kommunalfinanzen

Fachblatt

für die gesamten geldwirtschaftlichen Interessen der Gemeinden, Städte und weiteren Kommunalverbände, Kammereien, Rentämter, Gemeinde- und Stadtkassen, Steuerkassen, Einziehungsämtler und Sparkassen im Deutschen Reiche.

Offizielles Organ des Verbandes der größeren preussischen Landgemeinden.

Anzeiger für das Gemeinde- und Städtewesen.

Herausgeber Dr. jur. Max Seidel, Geheimer Regierungsrat.

— Probenummern auf Wunsch gratis und franko. —

Bezugsbedingungen: Einzelhefte 60 Pfg., Abonnements vierteljährlich 3.— M. bei den Buchhandlungen oder bei der Post, direkt unter Streifband für 3.50 M. bei der

Berlin SW. 11,
Bernburgerstr. 22 a/23.

Expedition
der Kommunalfinanzen.